

<b>Zeitschrift:</b>	Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerisches Nationalmuseum
<b>Band:</b>	1 (1939)
<b>Heft:</b>	1
<b>Artikel:</b>	Die Baugeschichte von St. Martin in Zillis
<b>Autor:</b>	Poeschel, Erwin
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-162401">https://doi.org/10.5169/seals-162401</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Baugeschichte von St. Martin in Zillis

von ERWIN POESCHEL

Die Martinskirche zu Zillis hat ihrem alten Ruf neue Bedeutung hinzugegetan. Und reicht auch das, was sie uns in jüngster Zeit kundgegeben, an Gewicht nicht an den historischen Wert ihrer romanischen Decke heran — die unter den Kunstdenkmälern des Abendlandes ihre eigene Stellung hat —, so ist es doch für die Kunstgeschichte unseres Landes bedeutsam genug. Es zeigt — um es kurz zu sagen — den Gestaltwandel einer ländlichen Pfarrkirche in vier Etappen von der Zeit um 500 bis zur Spätgotik, und damit — weil sie seither keiner baulichen Veränderung mehr unterlag — bis auf unsere Tage.

Notieren wir kurz den geschichtlichen Tatbestand: St. Martin in Zillis war eine der alten „Pleif“-Kirchen (*ecclesia plebeia*), und ihr Sprengel umfaßte in ältester Zeit nicht nur das Tal Schams von der Viamala bis zum Felsriegel der Roffna mit allen Siedlungen am Schamserberg, sondern auch das äußere Rheinwald mit Sufers und Splügen, ja sicherlich auch Ferrera und Avers<sup>1</sup>). Urkundlich tritt das Gotteshaus um 830 erstmals hervor in einem bei der karolingischen Säkularisation aufgestellten Urbar des Königsgutes als die „*ecclesia plebeia*“ im Ort „ciranes“<sup>2</sup>). Diese hier vom König vindizierte Kirche schenkte dann Otto der Große 940 dem durch die Sarazeneneinfälle schwer heimgesuchten Bistum Chur mit der Bedingung, daß sie nach dem Tod des damals regierenden Bischofs Waldo an das Kloster Cazis fallen solle<sup>3</sup>). Doch scheint die Auflage nicht eingehalten worden zu sein, denn 1357 inkorporiert Bischof Peter I. das Gotteshaus mit allen Rechten dem Churer Domkapitel. Mit der Reformation, der Zillis um 1530 beitrat, fiel diese Einverleibung dahin.

Nicht so weit zurück wie die Urkunden weist der heutige bauliche Bestand. Die nach Osten gerichtete Anlage besteht aus einem einschiffigen Langhaus mit dreiseitig geschlossenem eingeschossigem Chor (Abb. 1a). Südwarts ist an das Schiff der Turm, an den Chor die ehemalige Sakristei angebaut. Das Langhaus, das wie der Turm der romanischen Epoche angehört, ist seiner Mauerkonstruktion wegen bemerkenswert. Keine unserer Bündner Kirchen ist mit solch mächtigen Gneisplatten verkleidet, die besonders an der Nord- und Westseite zum Teil beinahe zyklopische Dimensionen erreichen (Abb. 1b). Die chronologische Einordnung dieser Etappe ergibt sich aus der Datierung der Decke<sup>4</sup>), die Rahn um 1200, J. Zemp um 1130 und J. Gantner um 1150 annimmt<sup>5</sup>). Da eine Würdigung dieses Werkes nicht im Rahmen der vorliegenden Betrachtung liegt, kann hier nur kurz bemerkt werden, daß man angesichts der höchst altertümlichen Elemente des Bildstiles nicht über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinausgehen können. Es empfiehlt sich also, die von Zemp vorgeschlagene Datierung — in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts — anzunehmen, da eine feinmaschigere Fixierung bei dem Mangel zwingender Analogien zu anderen fest bestimmmbaren Werken nicht gewagt werden kann.

<sup>1)</sup> Vgl. dar, Karl Meyer, Die Walserkolonie Rheinwald, 57. Jahresber. d. Hist. Ant. Ges. Grb. (1927), S. 24.

<sup>2)</sup> Th. v. Mohr, Codex diplomaticus I, Chur 1848, S. 293. Die Mohr'sche Datierung ins 11. Jahrhundert wurde durch Caro und Stutz korrigiert. Vgl. dazu besonders Ulrich Stutz, Karls d. Gr. divisio, Weimar 1909. — Mit „Ciranes“ ist ohne Zweifel Zillis gemeint, das von den Rätoromanen heute noch Ziraun genannt wird.

<sup>3)</sup> Mohr a. a. O. I, S. 66, II, S. 427.

<sup>4)</sup> Der „terminus ante quem“ dürfte hier zugleich das Baudatum sein.

<sup>5)</sup> J. Zemp, Das Kloster St. Johann zu Münster, Mitt. d. Schw. Ges. f. Erh. histor. Kunstdenk. V—VII (1906—1910). — J. Gantner, Kunstgeschichte der Schweiz I, Frauenfeld 1936, S. 270f.

Der Chor mit dem spätgotischen Sterngewölbe ist durch Inschrift als Werk des Meisters Andreas Bühler von Kärnten aus dem Jahre 1509 bezeugt, der damals in Thusis ansässig war. Der Triumphbogen steigt über das Niveau der Schiffdecke empor, so daß gegen den Chor zu ein Zwickel des Dachraumes verschalt werden mußte. Es ist kein Zweifel, daß dies als Provisorium gedacht war und dem Bau des Chores auch die Entfernung der Decke und die Einwölbung des Schiffes folgen sollte. Daß es nicht dazu kam — zunächst wohl, weil die Mittel erschöpft waren, und dann wegen des Anbruches der Reformation — ist für uns ein Glücksfall ohnegleichen.

So also war es mit unserer aus Urkunden und Baubestand geschöpften Kenntnis der Baugeschichte dieses Gotteshauses bisher bestellt gewesen. Im Sommer des vergangenen Jahres (1938) aber erfuhr sie eine ungeahnte Erweiterung: damals beschloß die Kirchengemeinde Zillis die schon längst dringlich gewordene Erneuerung des Kirchenbodens; außerdem sollte nur noch das Innere einen neuen Anstrich erhalten. Eine umfassende Gesamtrenovation war also nicht geplant, und es standen daher auch Mittel für ausgedehntere Nachforschungen nicht bereit. Trotzdem nahmen es der pastor loci (Pfarrer Chr. Weißtanner) und der Bauunternehmer (J. Premoli) in Zillis auf sich, dabei im Chorboden nach Spuren einer früheren Anlage graben zu lassen. Bei meinem Eintreffen in Zillis — am 10. August vergangenen Jahres — waren die Fundamente des romanischen Chores bereits freigelegt; auf meine Bitte hin ließen sich die genannten Herren sowie Dipl. Arch. H. Wild, der die Renovation leitet, bereit finden, auch noch vor den Stufen des Chores im Schiff zu graben. Hier stieß man nun schon bald auf den Südschenkel der großen Apsis, die dann bis zum nächsten Tag in ihrem ganzen Zug bloßgelegt werden konnte. Östlich davon waren dabei beidseits Kreissegmente zum Vorschein gekommen, von denen aus die Zilliser Herren die Nachforschungen fortsetzen und die Dreiapsidenanlage freilegten. Westlich der großen Apsis wurde alsbald noch ein querlaufendes, nur 35 cm starkes und in geringe Tiefe reichendes Mäuerchen aufgedeckt, das als Stufe zu dieser Exedra — dem Altarraum — zu betrachten ist<sup>6)</sup>. Andere Abzweigungen waren, wie die Nachforschungen längs der Seitenwände ergaben, nicht vorhanden (Abb. 2 und 3).

Außerhalb der Kirche fanden wir — an der Südseite — in erheblicher Tiefe zwei Mauerzüge, von denen nur der eine im rechten Winkel, der andere aber schräg zum Schiff verlief. Ausgedehntere Grabungen sind wegen des hier anstoßenden Friedhofes nicht möglich. Nördlich des Schiffes wurde eine Quermauer des von Dr. Chr. Simonett hernach noch ausgegrabenen Seitenbaues angeschnitten, von dem später die Rede sein wird. Ein Suchgraben westlich des Langhauses — in Fortsetzung seiner Längsachse — traf auf keine Mauerzüge. Von den Gräbern, die gelegentlich der Sondierungen im Innern der Kirche zum Vorschein kamen, braucht hier nicht die Rede zu sein, da sie für die Baugeschichte keine Aufschlüsse erbringen. Als Besonderheit sei nur erwähnt, daß eines davon in einer aus großen Schieferplatten gebildeten Steinkiste einen durch Aushöhlung eines Stammes hergestellten Sarg — einen sogenannten Totenbaum — barg.

Wenn eine vollständige Ausgrabung des Schiffes nicht möglich war, so lag dies an den schon angedeuteten Umständen: Zunächst war nur die Erneuerung des Bodenbelages geplant gewesen, und die Arbeiter standen schon bereit, um das Steinbett für den Gang einzufüllen. Bekanntlich existiert aber keine mit den erforderlichen Vollmachten und Mitteln ausgestattete Stelle, die in sol-

<sup>6)</sup> Bei Simonett S. 329 (s. Anm. 7) ist dieses Mäuerchen in gleicher Stärke eingezeichnet wie die Apsis, was dem Befund nicht entspricht. Es wird dadurch auch der unzutreffende Eindruck erweckt, als ob es zur mittleren Teilungsmauer des Anbaues — die eine richtige Mauer ist — in Beziehung stünde. Die Öffnung gegen das Schiff ist willkürlich angenommen und wurde nicht vorgefunden.

chen Fällen von sich aus eine umfassende wissenschaftliche Durchforschung vornehmen könnte. Um so mehr haben wir den genannten Herren zu danken, die es trotzdem ermöglichten, das für die Erforschung der Frühgeschichte dieses Gotteshauses Wesentliche festzustellen.

Wertvolle Ergänzungen dieses Befundes erbrachten hernach noch die Grabungen, die Dr. Chr. Simonett außerhalb der Kirche am 10./11. Oktober mit Hilfe eines Sonderkredites der „Römerkommission“ durchführen konnte<sup>7)</sup>. Er fand — wie bereits angedeutet — längs der Nordseite des Schiffes einen Anbau von 3 m innerer Breite, unterteilt in drei Räume verschiedener Größe, von denen der westliche eine Herdstelle aufwies. Unmittelbar unter diesem Annex zog sich ein römischer Mörtelboden hindurch, der Reste von Wandheizungsrohren in größeren Mengen enthielt.

Was nun die Beobachtungen am aufgehenden Mauerwerk, dem vorhandenen Baubestand also, anbelangt, so wurde bei den Ausbesserungsarbeiten für die Erneuerung des Innenanstriches an der Ostseite des Schiffes — zu beiden Seiten des Chorbogens — je ein kleines romanisches Rundbogenfenster gefunden. Damit ist der Nachweis erbracht, daß beim Neubau des Chores diese Wand stehen blieb und nur der Chorbogen erweitert und erhöht wurde. In der geschrägten Leibung der nördlichen dieser beiden Fenster sah man noch Fragmente einer Bemalung: eine mit kurzem Gewand bekleidete Gestalt mit erhobener Linken. Das Haupt war zerstört, doch ließ der Faltenstil die Feststellung zu, daß die Hand des Meisters der Decke hier am Werk war. Ihm ist auch ohne Zweifel der Mäander zuzuschreiben, der dicht unter der Decke im ganzen Schiff ringsum lief. Dies zeigte ein Vergleich der in die Rechteckfelder dieser Grec-Kante eingesetzten Halbfiguren mit den Gestalten der Decke deutlich, insbesondere stimmt der Schnitt von Mund, Nase und Augen genau überein. Wir werden auf diese Zierborte später noch zurückkommen, wenn einmal alle noch erhaltenen Teile abgedeckt sind<sup>8)</sup>). Zu bemerken ist noch, daß an den Wänden selbst keinerlei Spuren zyklischer Darstellungen gefunden wurden, und es darf also wohl angenommen werden, daß es deren keine gab. Denn wenn sich größere Teile des Mäanders erhalten haben, dann muß die Putzschicht des romanischen Baues — wenigstens in breiteren Partien — noch vorhanden sein.

An der Südwand konnte Architekt Wild die alte Belichtung — zwei verhältnismäßig kleine, hochsitzende und im Halbrund schließende Fenster sowie einen Oculus — zuverlässig nachweisen und er beabsichtigt, diese ernstwürdige Gliederung, die dazu eine sehr gute blendungsfreie Beleuchtung der Decke gewährleistet, wiederherzustellen. Vom Gerüst aus, das zur Erneuerung des Wandanstriches aufgestellt werden mußte, war nun auch der in hohem Maße beunruhigende Erhaltungszustand der Decke, besonders der Randfelder, mit schonungsloser Deutlichkeit zu erkennen, und dies gab dann den Anstoß dazu, eine Gesamtrenovation der Kirche in Aussicht zu nehmen, die mit öffentlichen und privaten Mitteln in diesem Jahr durchgeführt werden soll. Da bei den Arbeiten zur statischen Konsolidierung der Decke eine genauere Untersuchung möglich sein wird, so sollen weitere Bemerkungen über dieses seltsame Werk späteren Ausführungen an dieser gleichen Stelle vorbehalten bleiben.

Bei der uns nun obliegenden Auslegung und zeitlichen Einordnung all dieser Beobachtungen haben wir mit der untersten Schicht — jener Anlage mit der großen Apsis — zu beginnen (Abb. 3, 4). Daß sie wirklich zu tiefst lag, also zeitlich der Dreiapsidenkirche vorangeht, zeigt ein Blick auf den Längsschnitt in Abb. 3. Der Grundriß ist höchst merkwürdig: sind schon die Proportionen

<sup>7)</sup> Näheres s. Chr. Simonett, Ist Zillis die Römerstation Lapidaria? Bündnerisches Monatsblatt 1938, S. 322—335. Angaben über die Gräber S. 333f.

<sup>8)</sup> Zunächst s. Rahn, Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Jhrg. 1897, S. 59f. m. Abb.

des Schiffes — dessen Länge ca. 70 cm weniger mißt als die Breite — ungewöhnlich genug, so weicht vollends sein Verhältnis zu der Größe der Apsis — wenn es eine solche ist — von allem ab, was wir zu sehen gewohnt sind. Diese Exedra bildet übrigens — was einschaltungsweise hier bemerkt sei — keinen genauen Halbkreis, sondern einen leicht parabolisch auswärts gedrückten und überdies gestelzten Bogen von ca. 7 m Weite.

Daß das Schiff ehemals länger war, darf man nicht annehmen, da — wie erwähnt — die Nachforschungen im Westen der Kirche ergebnislos blieben. Es drängt sich daher zunächst die Annahme auf, daß diese Apsis nicht nach außen hervortrat, sondern in einem viereckigen, saalartigen Gebäude stand. Dafür spricht einmal der gerade Ostabschluß der zweiten Kirche, der bei den Bündner Dreapsidenanlagen, wie später noch zu erwähnen ist, eine Ausnahme darstellt. Es liegt nun nahe, die Erklärung für diese Anomalie darin zu suchen, daß dieser flache Abschluß der zweiten Anlage schon von der ersten vorgezeichnet war. Außerdem hat aber Simonett — wie mir scheint, mit vollem Recht — festgestellt, daß der nördliche Anbau nicht zur karolingischen Kirche gehört haben wird, weil er um ein Weniges gegen Osten über die Hintermauerung der drei Apsiden hinausgriff und zudem unmittelbar auf dem römischen Fußboden aufstand. Unsere Anlage wird sich also über die Exedra hinaus gegen Osten zum mindesten um die Länge dieses Anbaues erstreckt haben.

Damit sind die Rätsel indes nicht völlig gelöst. Denn außerordentlich auffallend ist die geringe Mauerstärke dieser aus Bruchstein konstruierten Exedra, die mit 0,50 m Dicke zur Weite (7,00 m) im Verhältnis von 1:14 steht. An eine Wölbung — die wir zunächst als wesentliches Element einer Rundapsis zu betrachten gewohnt sind — ist bei diesen Dimensionen nicht zu denken. (Bei den gewölbten Apsiden unseres Gebietes liegt die fragliche Proportion um 1:6,5.) Wir haben daher zu prüfen, ob wir es hier überhaupt mit einer Apsis zu tun haben, oder nicht vielmehr mit den Fundamenten der Rückwand einer Priesterbank, die frei in einem rechteckigen Kultsaal stand. Bekanntlich hat R. Egger derartige Anlagen erstmals genauer erforscht und ihrer eine ganze Reihe im alten Noricum, dem Einflußgebiet von Aquileja, geschildert<sup>9)</sup>. Vgl. Abb. 8. Daß auch unserem Gebiet diese freistehende Estrade nicht fremd war, beweist die Churer Stephanskapelle, die wir — in Ergänzung früherer Hinweise — in einem Exkurs (S. 30) auch an dieser Stelle noch näher beschreiben wollen.

Wenn wir nun nicht ohne jedes Zaudern Zillis I diesem Typus einzureihen vermögen, so hat dies folgende Gründe: einmal ist die Exedra — schon absolut genommen — überraschend groß. Solche Dimensionen erreichen nur Anlagen an Plätzen mit einem größeren Klerus, etwa wie in Parenzo oder Aquileja. Bei den Landkirchen bewegt sich die Spannweite zwischen 3 und 5 m. Bedenklich stimmt aber vor allem das Verhältnis der Exedra zum Gesamtraum. Selbst wenn man berücksichtigt, daß die Längsmauer der ersten Kirche schwächer war als beim romanischen Schiff, so treten die Schenkel des Bogens doch so nah an die Langseiten heran, daß auch bei liberaler Berechnung nur etwa 75 cm breite Abstände blieben. Das würde — rein praktisch gesehen — zwar zum Durchgehen genügen; doch pflegt die halbrunde Priesterbank sich stets in einem architektonisch ausgewogenen Verhältnis zum Rechteck des Kultsaales zu befinden. Sie ist nicht hineingezwängt, sondern sie steht auch in raumästhetischem Sinn frei. Die Weite der Durchgänge bewegt sich daher auch bei kleineren Anlagen zwischen 1,50 und 2,50 m.

Man muß deshalb eine andere Lösung zur Diskussion stellen. Es kommt als Alternative dafür nach dem, was wir bereits gesagt, nur noch eine sogenannte „eingebaute Apsis“, also eine Exedra, die in umbautem Raum stand und nach außen nicht hervortrat, in Frage; eine sehr bekannte

<sup>9)</sup> Rudolf Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum, Wien 1916, insbesondere S. 129 bis 138.

Erscheinung, wie man weiß, die besonders auch in der Form des „syrischen Chorabschlusses“ eine Rolle spielt. Was uns zunächst davon abgehalten hatte, an eine Apsis zu denken, war nur der Umstand, daß das Verhältnis der Mauerstärke zur Weite die Annahme eines Gewölbes verbietet. Nun ist aber, wie eine genauere Untersuchung zeigt, die Wölbung keineswegs ein essentielles Element einer Rundapsis. Es gibt eine ganze Reihe von Apsiden in römischen Thermen, bei denen das Verhältnis zwischen Mauerstärke und Durchmesser die Annahme einer Wölbung nicht zuläßt. Während die bei Gewölbekräften meist eingehaltene Proportion ca. 1:5 gewesen zu sein scheint, sind mehrere Anlagen bekannt, bei denen sie bis auf 1:10 steigt<sup>10</sup>). Wenn nun schon bei bedeutenderen römischen Bauten flach gedeckte Apsiden vorkamen, so dürfen wir ohne Bedenken hier an eine solche Lösung denken. Wie aber die Disposition eines solchen Grundrisses — mit der in einen rechteckigen Raum hineingestellten Apsis — entstehen kann, darüber vermag uns vielleicht die Kirche SS. Cosmas und Damianus beim Forum Romanum etwas auszusagen, deren Grundlinien der Anordnung von Zillis I merkwürdig ähnlich sind (Abb. 5).

Diese Kirche ist bekanntlich nicht aus einer freien Konzeption entstanden, sondern sie wurde von Papst Felix IV. (525—530) durch Einbau einer Apsis in die alte Aedes sacrae urbis (das censorische Archiv) geschaffen. Sie zeigt also eine der verschiedenen Lösungen bei der Verwendung bestehender Gebäude für die Zwecke des christlichen Kultus. Eine solche Möglichkeit war ja auch die Aufstellung einer Priesterbank im rechteckigen Raum, eine andere die Anfügung einer nach außen vortretenden Apsis<sup>11</sup>).

Wir können uns den Zilliser Grundriß nun einmal so erklären, daß sich eine „Behelfsform“, wie sie in der Cosmaskirche auftritt, zum Typus entwickelte und dann auch bei Neubauten angewendet wurde; es spricht jedoch nichts dagegen, auch bei Zillis I an den Ausbau eines profanen rechteckigen Bauwerkes — etwa einer Villa rustica — zur christlichen Kirche zu denken. Die Grabungen Simonetts außerhalb der Kirche haben ja eine römische Grundsicht ergeben und außerdem trug die Mauertechnik des Nordbaues mit dem Baptisterium — also eines zweifellos christlichen Gebäudeteiles — durchaus römisches Gepräge. Das bezeugt eine Kontinuität des römischen mit dem frühmittelalterlichen Bestand. Bei dieser Lösung hätte man sich nun vorzu stellen, daß die Decken des Schiffes, der Apsis und des rückwärtigen Raumes auf gleichem Niveau lagen, die Apsis also nicht viel mehr als eine (sphärische) Unterteilung eines einheitlichen Viereckbaues war.

Während ich nun von den beiden hier zur Diskussion gestellten Alternativen — Priesterbank oder Apsis — diese letztere für die wahrscheinlichere ansehen möchte, so soll — was die Wandgestaltung der Apsis selbst anbelangt — eine Möglichkeit nur zur Diskussion gestellt werden, auf die uns die gleiche römische Kirche führt. Die Apsis von SS. Cosmas und Damianus wies nämlich, wie G. B. Rossi nachgewiesen hat, eine Besonderheit auf. Sie hatte keine Vollwandung,

<sup>10)</sup> Ich verdanke diese Aufschlüsse einer mir durch Vermittlung der Römisch-Germanischen Kommission zugekommenen freundlichen Auskunft von Herrn Regierungsbaurat Dr. H. Mylius in Koblenz. Besonders interessant scheint mir in diesem Zusammenhang der Hinweis auf die Trierer Kaiserthermen, wo einsteils die Peristyl-Apsiden bei 9,8 m Spannweite eine Mauerdicke von 0,9 m haben (1:10,09), also offenbar ungewölbt waren, und andererseits bei den Apsiden des Caldariums bei gleicher Spannweite die Mauerstärke 2,1 m war (1:4,66), was für eine Wölbung spricht. Weitere Beispiele für offenbar ungewölbte Apsiden: Kastellbad Stockstadt Caldarium 0,6:6,0 m (1:10), Niederbieber: Tepidarium 0,55:4,5 m (1:8,2), Caracallathermen, Apsiden neben dem Caldarium 1,8:17,5 m (1:9,75). Sogar Rundbauten mit so geringen Mauerstärken, daß eine Wölbung nicht in Frage kommt, sind bekannt. Vgl. auch D. Krencker, Die Trierer Kaiserthermen, Augsburg 1929, S. 236, 238, 256, 270 u. Taf. 2.

<sup>11)</sup> Dieser letztere Fall liegt bei Sta. Croce in Gerusalemme und St. Balbina in Rom vor. Vgl. M. Schwarz bei F. X. Dölger, Konstantin d. Gr. und seine Zeit, Freiburg i. Br. 1913, S. 361.

sondern war durch eine Arkade von drei Bögen nach dem dahinter liegenden Teil des Rechteckbaues geöffnet (Abb. 5)<sup>12</sup>). Über die Bestimmung dieses rückwärtigen Raumes nun gibt ihm eine Stelle im Liber pontificalis die erwünschte Auskunft. Dort wird erzählt, Papst Paschalis I. (817—824) habe sich bei der Ausübung seiner geistlichen Funktionen in der Kirche S. Maria ad Praesepem (heute S. Maria Maggiore) durch die nahe hinter seinem Sitz („post sedem pontificis“) stehenden Frauen gestört gefühlt<sup>13</sup>). Ein Übelstand, dem er dadurch abhalf, daß er die Sella auf einen Unterbau mit Stufen stellen ließ<sup>14</sup>). Daraus darf man schließen, daß jener hinter der Exedra liegende Raum den Frauen zugewiesen war. Dergestalt war durch die Anlage eines eigenen „matroneums“ die auch für die frühchristliche Kirche vorgesehene Trennung der Geschlechter, die im einschiffigen Raum immer gewisse besondere Vorkehrungen verlangte (Schranken), klar gelöst. Wendet man diese Beobachtung auf Zillis an, so verlieren die Dimensionen des im Verhältnis zum Altarraum so kleinen Schiffes sogleich das Befremdende<sup>15</sup>). Als Zugang konnte — wie dies bei S. Cosmas der Fall war — eine eigene Türe an der Südseite gedient haben; man darf sich aber hier auch kleine Pforten zu seiten der Apsis vorstellen, für die — im Gegensatz zur Lösung bei der Priesterbank — die Abstände von den Wänden genügten.

Wer sich nicht dazu verstehen will, für eine bescheidene Landkirche eine Durchbrechung der Apsis mit Säulen und Arkaden — wie bei der severianischen Basilika in Neapel — (vgl. Anm. 15) anzunehmen, der könnte sich hier eine einfachere Ausbildung etwa in der Form einer oder mehrerer türenartiger Öffnungen vorstellen<sup>16</sup>). Doch wollen wir ja, wie gesagt, diesen Hinweis mehr als Fragestellung denn als Antwort aufgefaßt wissen.

Lehnt man es ab, die Apsis als durchbrochen anzunehmen, so wird man den hinter ihr gelegenen Raum als Sakristei zu betrachten haben, die vielleicht durch eine im Scheitel abzweigende Wand in Diakonikum und Prothesis abgeteilt war<sup>17</sup>).

Nun haben wir hier noch von dem nördlichen Anbau zu sprechen, der, wie schon erwähnt, offenbar zu dieser ersten Anlage gehörte. Er ist durch Quermauern in zwei kleine quadratische Kammern und einen längeren Raum unterteilt, der die östliche Hälfte der Anlage — in der die Exedra steht — begleitet (Abb. 3). Für diese Disposition gibt es eine beinahe wörtlich genaue Parallele im Kirchenbezirk von Nesactium bei Pola<sup>18</sup>). Auch dort finden wir einen dreigeteilten nördlichen Seitenbau, nur mit dem Unterschied, daß das mittlere Kompartiment hier das längste ist. Dieser

<sup>12</sup>) Nach der Rekonstruktion von G. B. Rossi im *Bulletino d'Archeologia cristiana* 1867, S. 61/72.

<sup>13</sup>) L. Duchesne, *Le liber pontificalis*, Paris 1892. Bd. II, S. 60.

<sup>14</sup>) R. Egger a. a. O. S. 132 legt diese Stelle so aus, daß er eine freistehende Priesterbank annimmt. Der Wortlaut des Berichtes spricht zwar nicht dagegen, doch ließ sich nach Rossi (Bull. d'Arch. crist. 1880, S. 149) nachweisen, daß die Apsis in S. Maria Maggiore in der Tat vor dem Umbau durch Nikolaus IV. (1290) in Arkaden nach einem rückwärtigen Umgang durchbrochen war.

<sup>15</sup>) Die durchbrochene Apsis scheint weiter verbreitet gewesen zu sein, als man gemeinhin annimmt. Das bekannteste Beispiel ist eine unter Bischof Severus (um 400) in Neapel errichtete Basilica. Eine anschauliche Vorstellung dieser Bauform gibt ferner eine in Afrika gefundene Bronzelampe, die eine Miniaturdarstellung dieses Typus ist. Weitere Beispiele nennt Rossi in Bull. di arch. crist. 1880, S. 150, mit Abb. auf Taf. X/XI, ferner in der gleichen Zeitschr. 1866, S. 15. — sowie Cabrol, *Dict. d'Arch. Chret.*, tom. I 183 ff. u. II 582.

<sup>16</sup>) Daß das Apsidenfundament undurchbrochen ist, spricht nicht gegen diese Hypothese, da man auch bei den Pfeilerstellungen der Seitenschiffe — der größeren statischen Zuverlässigkeit wegen — die Fundamente meist durchzog. Auch können sich die Stützen über einem durchlaufenden Sockel erhoben haben.

<sup>17</sup>) Vgl. die Grundrisse von Grado bei Egger a. a. O. S. 125 u. 126. Ein Fundament einer solchen Trennmauer wurde allerdings nicht gefunden. Doch konnte es bei Anlage der drei Apsiden herausgebrochen worden sein.

<sup>18</sup>) Siehe R. Egger a. a. O. S. 117 und W. Gerber, *Altchristliche Kultbauten Istriens und Dalmatiens*, Dresden 1912, S. 66ff.

Mittelraum nun wurde durch das Vorhandensein einer kleinen quadratischen Piscina einwandfrei als Baptisterium identifiziert. Daß wir es auch in Zillis bei der mittleren Kammer mit dem Taufraum zu tun haben, leidet keinen Zweifel, da Simonett hier einen glatten blaßroten Wandverputz vorfand, der sich gekehlt zum Boden hin fortsetzte und durchaus dem bei römischen Baderäumen verwendeten Mörtelbelag glich<sup>19)</sup>). Die östliche kleine Kammer darf man, wie Egger dies auch für Nesactium annimmt, als Vorraum ansprechen. Hier stand ein Herd, der im Gebirge auch am Karsamstag — dem Haupttaufstag der Frühzeit — zur Erwärmung des Gelasses willkommen gewesen sein wird, da die Katechumenen sich zur Immersion ihrer Kleidung entledigen mußten<sup>20)</sup>). Das längliche Gemach gegen Osten endlich kann als Diakonikum bezeichnet werden, dem eine Prothesis gegenüber an der Südseite entsprochen hätte, sofern man nicht die hinter der Apsis gelegenen Sektoren dafür in Anspruch nimmt<sup>20a)</sup>).

Das Baptisterium von Zillis erinnert uns an einen anderen, durchaus ähnlichen und gleichfalls an die Nordseite der Kirche angebauten frühchristlichen Taufraum unseres Gebietes — auf dem Pankratiusstein bei Trins — auf den wir an anderer Stelle schon hingewiesen und der im Exkurs II auch hier behandelt werden soll. Wir dürfen diese beiden Taufanlagen — und darin liegt ihre Bedeutung — fraglos als beispielhaft für unsere ländlichen Verhältnisse bezeichnen, da man hier eigene freistehende Baptisterien kaum zu erwarten berechtigt ist. Solche Annexe bildeten daher die einzige mögliche Lösung des Taufproblems, bevor man sich — nach dem Überhandnehmen der Kindertaufe — entschloß, die Zeremonie ins Innere der Kirche zu verlegen. Ein Taufbecken wurde weder in S. Parcazi noch in Zillis gefunden. Der Annahme Simonetts, daß die Kammer selbst als Bassin zu betrachten ist, vermag ich nicht beizutreten; einmal wegen des zu großen Fassungsvolumens (3,5 m lichte Weite im Geviert!)<sup>21)</sup>, zum andern aber deshalb, weil man sich nicht vorzustellen vermöchte, wo der Priester und seine Assistenz, die doch selbst nicht ins Wasser traten, gestanden haben sollten. Das Becken muß also entfernt worden sein, als man den Raum nicht mehr zur Taufe benutzte<sup>22)</sup>.

Bei der Datierung werden wir uns vor allem an der allgemeinen geschichtlichen Lage orientieren. Für die Mitte des 5. Jahrhunderts ist die Existenz eines Bistums Chur nachgewiesen<sup>23)</sup>, und da — wie dargestellt — die Anlage in die Epoche der Einordnung des christlichen Kultus in die antiken Bauformen gehört, so werden wir dieses erste Gotteshaus von Zillis ohne Bedenken in das 5. Jahrhundert verweisen können. Für diese Zeit ist sowohl der rechteckige Kultsaal mit freistehender Priesterbank wie die eingebaute und auch die durchbrochene Apsis gesichert. Doch dürfte es sich im Hinblick auf das Vorhandensein eines Taufraumes empfehlen, das Datum an das Ende dieses Säkulum zu rücken. Denn in der ersten Zeit der Christianisierung wurde die Taufe sicher nur am Bischofssitz gespendet, und erst allmählich — in Currätien vielleicht wegen der Weitläufigkeit des Landes noch verhältnismäßig früh — werden einige entlegenere Landkirchen das Taufrecht erhalten haben<sup>24)</sup>.

<sup>19)</sup> Simonett a. a. O. S. 331.

<sup>20)</sup> Weniger wohl zur Vorwärmung des Wassers, wie Simonett meint. Denn der Ritus schrieb kaltes Wasser vor.

<sup>20a)</sup> In diesem Fall könnte man den langen Raum vielleicht als primitives Konsignatorium (für die im unmittelbaren Anschluß an die Taufe zu vollziehende Firmung) betrachten.

<sup>21)</sup> Die Piscina von Nesactium mißt 1,20 m.

<sup>22)</sup> Der an Baderäume erinnernde Ziegelmörtelboden hatte trotzdem seine Berechtigung, da beim Heraustreten der Getauften Wasser auf den Boden floß.

<sup>23)</sup> Vgl. Kunstdenkmäler Graubünden, Bd. I, S. 13, mit Anm. 3.

<sup>24)</sup> Vgl. auch J. Braun, Liturgisches Handlexikon, Regensburg 1924, S. 340.

Dies Ergebnis mag jene überraschen, die aus dem Martinspatrozinium auf eine Gründung in fränkischer Zeit zu schließen pflegen<sup>25)</sup>. Doch ist der Martinstitel nicht so ausschließlich, wie man es bisweilen darstellt, in der fränkischen Kirche beheimatet. Das zeigt uns schon der Umstand, daß um 500 — von Papst Symmachus — in Rom eine diesem Heiligen geweihte Kirche gegründet wurde<sup>26)</sup>.

Keine Schwierigkeiten bietet die Erklärung der zweiten Anlage; denn sie reiht sich den von J. Zemp erstmals erforschten karolingischen und spätmerowingischen einschiffigen Saalkirchen mit drei halbrunden Apsiden zwanglos an<sup>27)</sup>. Auch der bekannte hufeisenförmige Einzug des Apsidengrundrisses war in Zillis zu finden<sup>28)</sup>; doch unterscheidet sich unsere Anlage von fast allen ihres Umkreises durch die flache Hintermauerung. St. Agatha in Disentis gehört wegen der geringen Tiefe der Apsiden nicht mehr zum „klassischen“ Typus und ist in der Datierung höchst problematisch. St. Benedikt in Mals scheidet vollends aus, da hier nur sehr kleine vier-eckige Nischen, keine Rundapsiden, vorhanden sind<sup>29)</sup>. Eine Erklärung für die Anomalie wurde oben in der Disposition von Zillis I gefunden.

Es ist nun aber höchst anziehend zu sehen, wie hier die Entwicklung dieses Typus von der liturgischen Seite her in geradezu exemplarischer Weise illustriert wird. Zillis I mit der einen großen Exedra gehört einer Zeit an, da es in der Kirche nur einen Altar gab. Als nun eine Vermehrung der Altäre eingetreten war, wurden — bei gleichbleibender Breite des Baues — im Osten drei Apsiden angelegt, ja es ist möglich, daß sie in den schon bestehenden einschiffigen Vierektraum hineingesetzt und die Exedra erst hernach abgetragen wurde<sup>30)</sup>. Zillis demonstriert also geradezu „ad oculus“ jene Genesis der Bündner Dreiaapsidenkirche, wie sie vom Verfasser an anderer Stelle schon dargestellt wurde<sup>31)</sup>, und es hat nun nichts Merkwürdiges mehr, wenn bei diesem Typus den drei Apsiden nicht eine Unterteilung in drei Schiffe entspricht. Von hier aus gesehen, behält aber auch die neuerdings versuchte Ableitung dieses Typus aus der römischen Architektur wenig Wahrscheinlichkeit<sup>32)</sup>. Denn die Grundrisse von Zillis zeigen, daß sich der Dreiaapsidentypus nicht unmittelbar an die römische Epoche anschließt, sondern sich infolge liturgischer Bedürfnisse aus einem früheren entwickelte, zu einer Zeit, als die Antike längst versunken war.

Diese karolingische Anlage trug, wie es scheint, künstlerischen Schmuck. Es fand sich — zwar nicht „in situ“ aber innerhalb der nördlichen Apsis — eine Verputzschicht mit Malereispuren, und außerdem kamen in einem der Gräber zwei etwa faustgroße Stuckfragmente mit Rillungen zutage, die an die Gewandpartien der Disentiser Fragmente erinnern.

Da das 8. Jahrhundert hier nur eine innere Umformung des östlichen Abschlusses vornahm, so wird der nördliche Seitentrakt wohl noch unverändert in Gebrauch geblieben sein bis in die romanische Zeit, die nun einen radikalen Neubau brachte. Ob dabei die Umfassungsmauern

<sup>25)</sup> Curräten kam erst 537 unter die Franken, ja, eine tiefer gehende „Frankisierung“ erfolgte sogar erst um 800.

<sup>26)</sup> J. P. Kirsch, Die römischen Titelkirchen zur Zeit Konstantins des Großen, bei F. X. Dölger a. a. O. S. 332.

<sup>27)</sup> J. Zemp a. a. O. S. 18—24 u. S. 106f.

<sup>28)</sup> Besonders deutlich zu sehen an dem Mauerschenkel zwischen der Nord- und der Mittelapsis.

<sup>29)</sup> Bei kleinen Anlagen mit nur einer Apsis kommt die Hintermauerung in unserm Gebiet wiederholt vor. Vgl. Kunstdenkmäler Graubünden I, S. 16 u. 24.

<sup>30)</sup> Die Mauerschenkel zwischen den Apsiden stießen an den großen Bogen an, ohne über ihn wegzugreifen. Die Abbildung bei Simonett a. a. O. S. 329, Fig. 2 ist in diesem Punkt ungenau. — Ein Beispiel nachträglichen Einbaues von Apsiden in einen flachen Abschluß s. auch bei W. Gerber a. a. O. S. 78 (Due Castelli in Istrien).

<sup>31)</sup> Vgl. Kunstdenkmäler Graubünden I, S. 22.

<sup>32)</sup> J. Gantner a. a. O. S. 27f.

der früheren Anlage ganz herausgerissen oder die neuen Fundamente gleichsam rittlings auf die alten gesetzt wurden, läßt sich nicht entscheiden; jedenfalls sind die romanischen Grundmauern, wie eine Sondierung an der Nordseite ergab, bis auf den Grund homogen<sup>33)</sup>. Die Dicke des Fundamentes beträgt 1,50 m, der aufgehenden Wand 1,20 m, ist also wohl wesentlich stärker wie beim frühmittelalterlichen Bau. An den Fundamenten des Chores ist abzulesen, daß er in gleicher Stärke aufgemauert war. Man darf also annehmen, daß er ein Gewölbe trug, das man sich am besten so vorstellen wird, wie es beim alten — gleichfalls quadratischen — Chor in Zizers noch erhalten ist: als kuppelartig überhöhtes Kreuzgewölbe nämlich mit verschwimmenden Graten<sup>34)</sup>.

Mit dem schon erwähnten Neubau des Chores durch Andreas Bühler (1509) war dann die baugeschichtliche Entwicklung der Kirche im wesentlichen abgeschlossen<sup>35)</sup>. 1574 erhielt das Langhaus einen neuen Dachstuhl, ohne daß jedoch die Giebellinie dabei verändert worden wäre<sup>36)</sup>. Die jetzigen nüchternen, im Stichbogen schließenden Fenster wurden wohl gelegentlich einer Renovation des Jahres 1820 angelegt, von der eine Inschrift an der Westwand des Schifffes berichtet. Damals erfuhr auch das Gestühl eine teilweise Erneuerung, der bauliche Bestand wurde im übrigen jedoch nicht angetastet.

Die Haupt-Bauetappen stellen sich also — dies sei zusammenfassend hier nochmals umschrieben — folgendermaßen dar:

I. Ende des 5. Jahrhunderts rechteckiger, vielleicht ehemals profaner Saal mit eingebauter (durchbrochener ?) Apsis. Freistehende Priesterbank unwahrscheinlich. Seitenbau mit Taufraum.

II. Ende des 8. Jahrhunderts Niederlegung der Exedra und Einbau von drei hufeisenförmigen Apsiden. Der Seitentrakt bleibt bestehen.

III. Erste Hälfte des 12. Jahrhunderts Abbruch der alten Anlage nebst Nordtrakt und Errichtung einer neuen einschiffigen Kirche mit flach gedecktem Langhaus und quadratischem, vermutlich gewölbtem, Chor.

IV. 1509 Neubau des Altarhauses als spätgotischer Polygon-Chor mit Sternengewölbe durch Andreas Bühler.

So haben sich vier bewegte Epochen der sakralen Baukunst in Currätien in die Lebensgeschichte dieser Landkirche eingetragen: die Ära des Anbruches christlichen Lebens, dann die für das Land so bedeutungsvolle Zeit der administrativen Einordnung in den fränkischen Zentralismus, und endlich die beiden großen Baubewegungen der Romanik und Spätgotik. Mehr als die Hälfte dieser weiten Spanne von über 14. Jahrhunderten aber begleiteten die heiligen Erzählungen und dunkelrätselhaften Symbole der Decke, und es ist nun unserer Zeit aufgetragen, sie noch vielen weiteren Generationen zu erhalten.

*Zu den Abbildungen:* Sämtliche Grundrisse wurden vom Technischen Arbeitsdienst Zürich (Leitung Arch. H. Labhart) aufgezeichnet. Photos: Abb. 1b Guler, Thusis, Abb. 6, Salzborn, Chur, Abb. 1a und 2, Poeschel).

<sup>33)</sup> Die Ostwand von Bau I wurde bei der Fundamentierung des neuen Chores anscheinend ganz herausgerissen, stehen blieben jedoch die Grundmauern der Hintermauerung der Anlage II, woraus sich die kleine Unregelmäßigkeit dieses Mauerzuges erklärt.

<sup>34)</sup> Es handelt sich hier um den romanischen Chor der kath. Pfarrkirche, der im jetzigen Kellergeschoß des Turmes noch zu sehen ist; Kunstdenkmäler Graubünden I, S. 35.

<sup>35)</sup> Unerfindlich ist, was das an einer Verkleidungsplatte der Nordwand des Schifffes eingehauene Datum 1553 bedeutet; denn diese Verkleidung gehört zum romanischen Originalbestand. Sie bindet korrekt in die Eckplatten der Westwand ein, deren eine unter die Putzschicht des Christophorusbildes von ca. 1300 hineingeht.

<sup>36)</sup> Das Datum ist in einen Balken eingeschnitten.

## Exkurse

### I. St. Stephan zu Chur

Grabarbeiten hinter der neuen Kantonsschule zu Chur hatten dem preußischen Baurat v. Quast am 2. September 1851 eine zufällige, sehr wichtige Beobachtung ermöglicht<sup>1)</sup>. Hier waren zwei konzentrisch ineinander liegende halbkreisförmige Mauerfundamente zutage gekommen, von denen der äußere einen Durchmesser von 25 Fuß<sup>2)</sup>, der innere einen solchen von etwa 12 Fuß aufwies. Die Scheitel der Halbkreise wiesen nach Osten, und die Schenkel des inneren verlängerten sich gegen Westen hin um einige Fuß. Der von letzterem umschlossene Raum lag etwas höher als der Boden zwischen den beiden Halbmonden. (Abb. 7). Dieser Zugang nun hatte ein Paviment aus Mosaik, das jedoch nicht mehr bis zum äußeren Rand reichte, sondern hier in der Breite eines Streifens von etwa 2 ½ Fuß fehlte. Leider entschloß man sich nicht, das ganze Bauwerk auszugraben, obwohl sich noch anschließende Mauerzüge zeigten; auch wurden keine Aufnahmen gemacht, sondern alles wieder zugedeckt, nachdem der musivische Belag ausgehoben worden war. Drei Stücke davon kamen in die Kathedrale<sup>3)</sup> und zwei ins Rätische Museum. Die Mosaiken sind, verglichen mit Werken der klassischen Zeit, von derber Art; unregelmäßige Steinchen in Weiß, Schwarz, trübem Grün und Braunrot, vielleicht im Flußkies gesammelt und flüchtig zugerichtet, liegen in einer Bettung aus einem mit Ziegelmehl vermischten Kalkmörtel und sind bisweilen so locker verteilt, daß die Arbeit beinahe einem Terrazzo gleicht (Abb. 6). Was das Muster anbelangt — es handelt sich um zwei breite und drei schmale, radial sich verjüngende Felder —, sei auf Quasts Beschreibung verwiesen. Während der Entdecker die kirchliche Bestimmung des Bauwerkes sofort erkannte, hielt es Ferdinand Keller für den Teil einer römischen Villa, und dieser Ansicht trat dann auch J.R. Rahn bei<sup>4)</sup>.

Quast hatte — was vom Standpunkt des damaligen Wissens aus wohl die einzige mögliche Erklärung war — den Umgang als Teil einer Ringkrypta erklärt. Heute jedoch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich hier um eine konzentrisch in die Apsis einer einschif-

<sup>1)</sup> Durch Quast publiziert in der Allgem. Augsburger Zeitung, Jahrgang 1851, Nr. 261. — Den wesentlichen Inhalt dieses Berichtes, illustriert durch eine Zeichnung der Mosaiken, hat F. Keller wiedergegeben in den Mitt. d. Ant. Ges. Zürich, Bd. XII, S. 321ff. u. Taf. 6.

<sup>2)</sup> Der in Preußen eingeführte „rheinische Fuß“ mißt 313,8535 mm, also ca. 32 cm.

<sup>3)</sup> Sie sind gegenwärtig in der sogenannten „Alten Sakristei“ neben der Krypta aufbewahrt.

<sup>4)</sup> J. R. Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, Zürich 1876, S. 44.

figen Saalkirche eingeordnete, frei stehende Priesterbank handelt. Das genaue Analogon dieser Anlage ist die Kapelle am Hirschbügel bei Thörl-Maglern im südlichen Kärnten<sup>5)</sup>. Daß auch in Chur die Apsis von Diakonikum und Prothesis begleitet war und nach außen hin daher nur halb hervortrat, läßt sich vermuten, da, nach Keller, die Apsis innerhalb anderer Mauerzüge lag. Von den einschiffigen Typen mit frei stehendem Presbyterium ist diese apsidiale Form entwicklungsgeschichtlich offenbar die jüngere. Ihr geht voraus der oblonge Kultsaal mit frei hineingestellter, halbrunder Priesterbank, ein Schema, von dem wir ja viele Beispiele kennen (vgl. Abb. 8).

Eine Datierung um 500 dürfte für unsere Kapelle im Hinblick auf die allgemeine kirchengeschichtliche Lage und den Stil der Mosaiken das Richtige treffen.

Was nun die von Quast vorgeschlagene Identifizierung mit der erstmals 1150 nachgewiesenen St. Stephanskapelle anbelangt, so wissen wir nur, daß dies Gotteshaus in jener Gegend lag und seine letzten Reste von den Österreichern im Juni 1622 zerstört worden sind<sup>6)</sup>. Mangels jeden Hinweises auf eine andere Kirche an dieser Stelle sei daher die Titulierung mit St. Stephan beibehalten, wenn auch die recht stattlichen Dimensionen des Bauwerkes bedenklich stimmen (Spannweite der Apsis 8 m!). Ob es sich vielleicht um die frühchristliche Luziuskirche handelt? Zu beachten bleibt in diesem Zusammenhang besonders auch, daß hier — nach Quast — „ein ausgezeichnetes gemauertes Grab, besonders merkwürdig mit zierlichem Fußboden und Gewölbe von Ziegeln, ziemlich vor der Mitte der Apsis gelegen“ gefunden wurde. Diese Lagebezeichnung wird allerdings von Keller bestritten.

### II. Crap Sogn Parcazi

Auf dem Pankratiusstein (roman. Crap Sogn Parcazi), einem mächtigen Felsklotz westlich von Trins (Graubünden), erheben sich die Ruinen einer Burganlage, die auf ein Kirchenkastell zurückgeht, also auf eine jener Talschaftsfesten, die als Vorläufer der Feudalburgen zu betrachten sind<sup>7)</sup>. Bei Grabungen, die vom Schweizerischen Burgenverein 1931 hier durchgeführt wurden, kamen im Zentrum des Areals und

<sup>5)</sup> Egger a. a. O. S. 103ff. u. 123ff.

<sup>6)</sup> Der Mosaikboden muß jedoch im 17. Jahrhundert nicht mehr zutage gelegen haben, weil sonst, wie Keller richtig bemerkte, die Chronisten seiner wohl Erwähnung getan hätten.

<sup>7)</sup> Siehe darüber E. Poeschel, Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930, S. 19ff. — Ferner auch H. Bertogg, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein, Chur 1937, S. 38ff.

auf seiner höchsten Erhebung auch die Grundmauern der Pankratiuskirche zum Vorschein, deren Existenz nur noch im Namen der Örtlichkeit weitergelebt hatte<sup>8)</sup>. Es ist ein einschiffiger, oblonger Bau mit leicht gestelzter Halbrundapsis. Der Altarraum wird durch eine in geringer Entfernung von der Apsis ohne Verband eingezogene dünne Mauer mit engem Durchgang abgeschrankt. Am aufgehenden Mauerwerk der Westfront sieht man die unteren Partien einer Blendengliederung.

An die Nordwand des Schiffes schloß sich ein im Innern etwa 2 m breiter und ca. 6 m langer Rechteckraum mit starkem Ziegelmörtelverputz römischer Art, der sich von den Wänden her fugenlos in einer Kehle zum Boden hinzog und diesen völlig bedeckte. Der

<sup>8)</sup> Vgl. E. Poeschel, Crap Sogn Parcazi in „Neue Zürcher Zeitung“ vom 4. Febr. 1932. Abgedruckt auch im Bündner Monatsblatt 1933, S. 314ff, und den Nachrichten des Schweizer Burgenvereins, 1933, Nr. 3 (mit Plan-Zeichnung).

Boden lag ca. 0,5 m tiefer als das Niveau der Kirche. Gelegentlich der Sicherung und einer zweiten ergänzenden Ausgrabung (unter Pfarrer H. Bertogg) im Sommer 1937 konnte noch festgestellt werden, daß dieser Annex nicht zu dem noch in Resten vorhandenen Bau mit den Frontblenden (8. Jahrhundert?), sondern zu einem älteren gehörte, der jedoch den gleichen Grundriß aufwies und eine nur um weniges kleinere Apsis hatte. Eine deutliche Schuttschicht trennte beide Etappen. Die vom Verfasser bei der ersten Ausgrabung ausgesprochene Vermutung, daß der Raum als Baptisterium anzusprechen sei, findet nun in Zillis seine Bestätigung. Nur haben wir es in Crap S. Parcazi mit einer noch primitiveren Form zu tun, da jede Unterteilung fehlte. Die für den Taufritus nötige Abteilung eines Vorraumes zur Entkleidung war wohl nur durch einen Vorhang oder eine Holzwand hergestellt. Eine Piscina wurde, wie oben erwähnt, nicht gefunden.

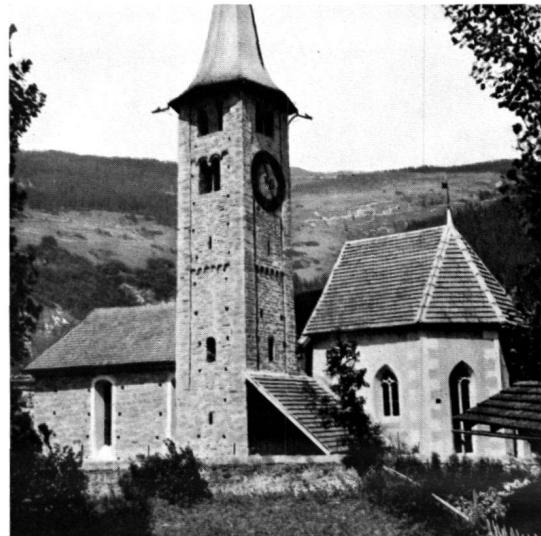


Abb. 1. ST. MARTIN IN ZILLIS

a. Ansicht von Süden

b. Ansicht von Nordwesten



Abb. 2. ST. MARTIN IN ZILLIS

Bild der Ausgrabungen im August 1938. Im Vordergrund die grosse Apsis, dahinter — beim Taufstein — die drei Apsiden. Im Chor das alte Altarhaus

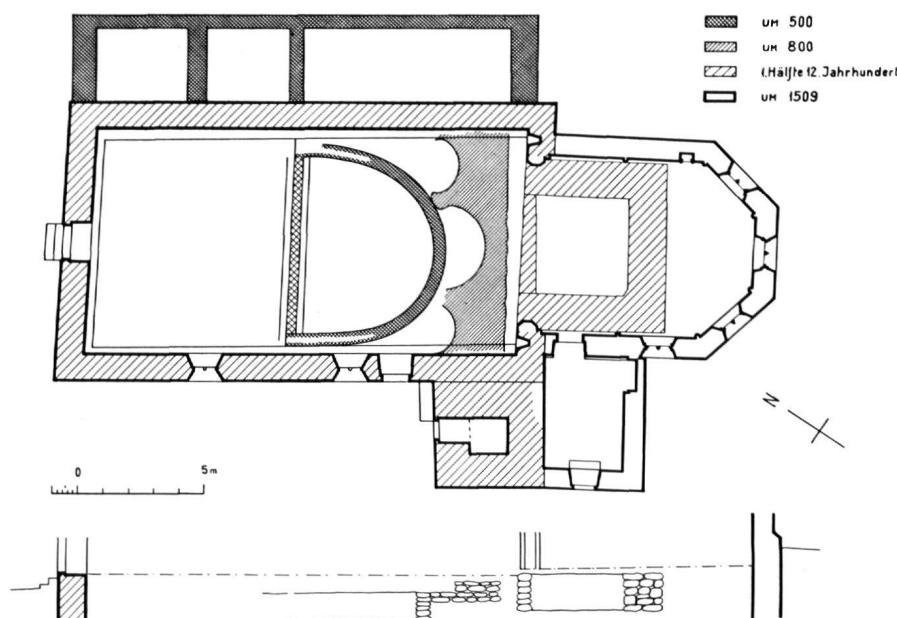


Abb. 3. ST. MARTIN IN ZILLIS  
Grundriss mit dem Ausgrabungsbefund, darunter Profil des letzteren

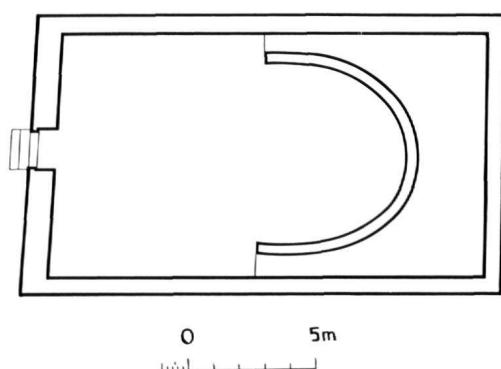


Abb. 4. ST. MARTIN IN ZILLIS  
Grundrisschema des ersten Baues (ohne Annex)

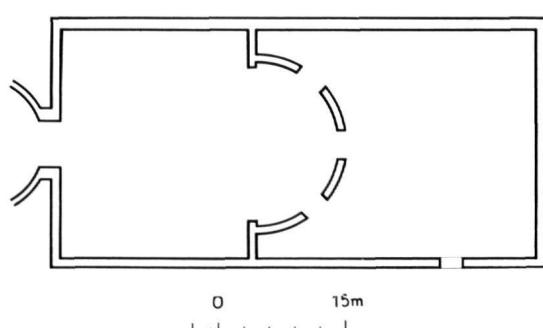


Abb. 5. ST. COSMAS UND DAMIANUS, ROM  
Grundrissschema nach G. B. Rossi unter Weglassung des Romulustempels

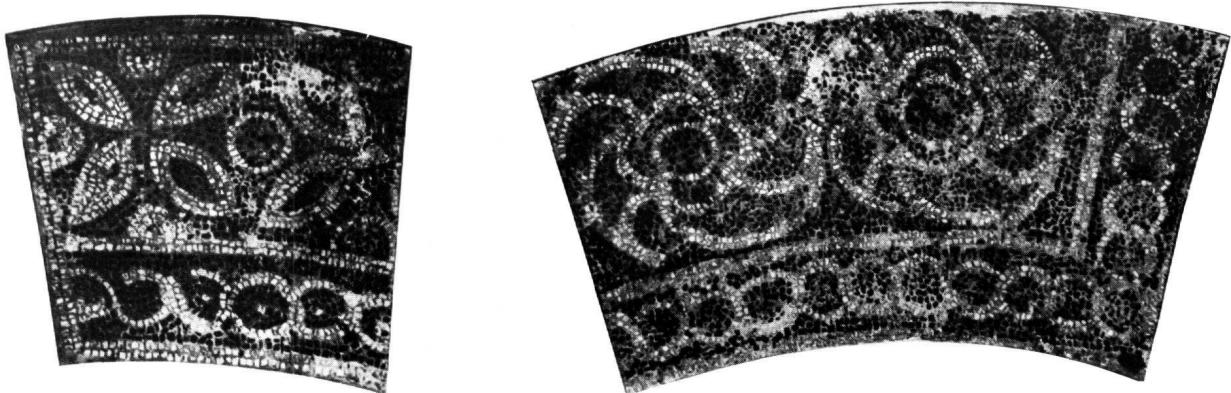


Abb. 6. FRAGMENTE DES MOSAIKBODENS VON ST. STEPHAN  
im Rät. Museum zu Chur

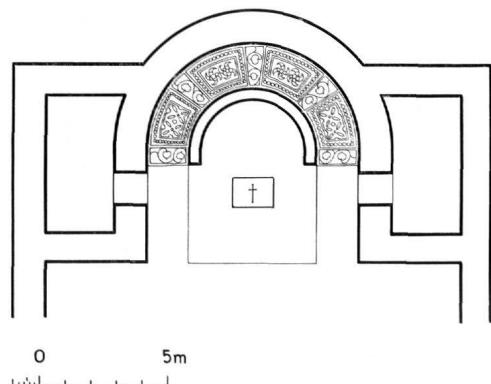


Abb. 7. REKONSTRUKTION DER OSTMARIE  
VON ST. STEPHAN ZU CHUR  
Die seitlichen Anbauten sind hypothetisch

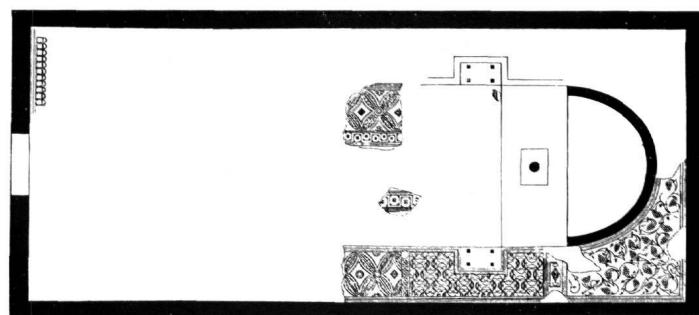


Abb. 8. GRUNDRISS DER KIRCHE AM HEMMABERG  
IN SÜDKÄRNTEN  
Länge 21,30 m, Breite 8,90 m. Nach R. Egger